

ab. Hier werden z. B. Formen und Gefahren konfrontativer bzw. bevormundender Interventionen („counselor advocacy“) erörtert bzw. Fallen, in die Psychotherapeuten tappen können, wie z. B. Parteinahme, Expertenstatus, Etikettierungen oder auch Schuldzuweisungen. Demgegenüber werden vor allem für den Therapiebeginn offene Fragen, aktives Zuhören, Bestätigen, Zusammenfassen und – wie schon erwähnt das Markenzeichen von M. I. – Fördern von Change-Talk empfohlen. Durch allerlei Fragetechniken, die an Vorbilder aus dem systemischen Ansatz erinnern, wie z. B. Extreme erwägen, in die Zukunft blicken, Ziele ergründen, wird der direktive Anspruch sichtbar. Dabei wird jeweils unterschieden, ob die Dringlichkeit des Veränderungswunsches, die Zuversicht („confidence talk“) oder die Bereitschaft des Klienten zur Veränderung im Mittelpunkt stehen. Gleichsam als Voraussetzung für konkrete Änderungspläne werden in Phase 1 der Aufbau einer Veränderungsmotivation (Kap. 6), das Antworten auf Change-Talk bzw. Widerstand (Kap. 7 und 8) und der Aufbau von Zuversicht (Kap. 9) besonders beachtet. In Kap. 7 findet sich eine Orientierung zur Indikation, wann M. I. mit einer direktiven Note und wann es nicht direktiv eingesetzt werden soll. Erstes sei dann angezeigt, wenn Change-Talk entwickelt, reflektiert, zusammengefasst und bestätigt werden soll, das Zweite, wenn Ambivalenz und Werte verdeutlicht werden sollen. Erst

mit der Bereitschaft des Klienten zur Änderung ist an Phase 2 zu denken, in der – in verhaltenstherapeutischer Manier – die Selbstverpflichtung des Klienten für Veränderungen gestärkt und Veränderungspläne ausgehandelt werden (Kap. 10).

Fazit: Das Buch spiegelt die Konzeption von M. I. wider: Es ist schwerpunktmäßig praxisorientiert (Kap. 5–11) und in diesem Sinne durchaus nützlich, insofern aber simpel, selektiv und damit die gesamte Bandbreite psychosozialer Prozesse verkürzend, als in allererster Linie die Motivation von Klienten/innen und deren Beeinflussung im Fokus steht. Die Stärke des Ansatzes wie auch des Buches ist zugleich deren Schwäche: Die spezifische Beachtung der Motivationsebene ist das Verdienst und die Domäne von M. I.. Hier kann der/die Leser/in profitieren, zumal es sich um einen im Personzentrierten Ansatz kaum ausgeleuchteten Bereich handelt. Hingegen bleiben andere Aspekte, wie z. B. beziehungs-dynamische und experienzielle, weitestgehend unausgearbeitet, sodass letztlich mit gutem Grund von einem „motivationszentrierten“ Ansatz gesprochen werden kann, der für sich allein genommen als psychotherapeutische Methode zu kurz greift. Wird er allerdings in das personzentrierte Gesamtgefüge integriert, was mir mit entsprechender Vorsicht möglich erscheint, so kann er die personzentrierte Methodik um eine wichtige Facette bereichern.

Frithjof Rodi

### **Helmut Johach: Von Freud zur Humanistischen Psychologie. Therapeutisch-biographische Profile. Band 4 der Reihe: Der Mensch im Netz der Kulturen. Humanismus in der Epoche der Globalisierung.**

*Bielefeld: transcript Verlag, 2009, 336 Seiten, ISBN 978-3-8376-1294-3. € 29,80 / CHF 47,90.*

Helmut Johach, Sozialpsychologe in der Traditionslinie von Erich Fromm und – als Philosoph – einer der profiliertesten Kenner Wilhelm Diltheys, behandelt die Beziehung zwischen Psychoanalyse und „Humanismus“ im Blick auf sieben Hauptvertreter der Humanistischen Psychologie (S. Ferenczi, G. Groddek, W. Reich, E. Fromm, Fr. und L. Perls, R. Cohn) und ihre Vorläuferin Lou Andreas-Salomé. Allen Genannten gemeinsam sind ihre z. T. intensivsten Anfänge als Analytiker mehr oder weniger strenger Observanz und ihre spätere Distanzierung vom orthodoxen Freudianismus. Als Abgrenzungskriterium gegenüber anderen Vertretern dieser Richtung (z. B. C. R. Rogers) dient die Dramatik dieses Umschlags „von Freud zur Humanistischen Psychologie“ (im folgenden: *H.Ps*), wie sie in

den Profilen eindrücklich dargestellt wird. Die am Ende des Buches gestellte Frage, ob man bei so viel „humanistischer“ Kritik am Stammvater der Psychoanalyse davon sprechen müsse, dass Freuds Theorie und therapeutische Praxis als „nicht-humanistisch“ zu bezeichnen sei, wird zwar vorsichtig verneint, schwingt aber in allen Kontrastierungen zwischen den Zeilen mit. Dies betrifft so verschiedene Gegensätze zu Freud, wie die besondere Wärme der Empathie in Lou Andreas-Salomés „weiblicher“ Variante der Wiener Schule, die Einbeziehung des Körperkontaktes in der Therapie bei Ferenczi und Groddek, die Bedeutung des Blickkontaktes und die zentrale Rolle der sozialen Dimension bei Fromm und Ruth Cohn, die Ideale von Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung in der Gestalttherapie bis

zu deren extremem Individualismus und zur anarchistischen Gesellschaftskritik. Wie sind all diese Gegenmodelle zur „übertrieben abstinenter, medizinisch-naturwissenschaftlichen Art der analytischen, Behandlung“, (S. 306) auf den einen Nenner „Humanismus“ zu bringen? Johach verweist auf zwei Dokumente des Selbstverständnisses der *H.Ps.* aus deren Gründerzeit. Einerseits die Gründungsstatuten der *American Association for H. Ps. (AAHP)* von 1962, in denen folgende weder vom Behaviorismus noch von der Psychoanalyse genügend beachteten menschlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten in das Zentrum theoretischer und therapeutischer Aktivitäten gestellt werden: Kreativität, Liebe, das Selbst, Wachstum, Selbsterfahrung, höhere Werte, Spontaneität, Autonomie, Verantwortung usw.; andererseits ein Manifest, das später von Ch. Bühler und M. Allen in ihrer *Einführung in die H. Ps.* zitiert wird und das „die erlebende Person“ mit den spezifisch menschlichen Eigenschaften der Kreativität, Wertsetzung und Selbstverwirklichung in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung und praktischen Betätigung stellt.

Auf diesen idealistischen Anspruch hat Johach schon in einer früheren Arbeit<sup>1</sup> hingewiesen und dabei die Frage gestellt, in welchem Maße für das humanistische Programm eine Annäherung an die Hermeneutik Diltheys (auf den Charlotte Bühler in diesem Zusammenhang ausdrücklich hingewiesen hatte) vorstellbar wäre. Dies gibt dem Rezensenten die Möglichkeit, als Nachtrag zu seinem Aufsatz über *Diltheys Hermeneutik und die Gesprächspsychotherapie* (PERSON 2/2011) auf die für diesen Zusammenhang wichtige Arbeit Johachs hinzuweisen. Dieser ist sich als Anhänger von Erich Fromms Analytischer Sozialpsychologie des tiefen Grabens bewusst, der zwischen einigen Hauptströmungen der *H.Ps.* und jeder „verstehenden“ Psychologie liegt. Er sieht die Gefahr einer „oberflächlich-idealistischen Sicht des Menschen“, wenn ein „humanistischer“ Rückgriff auf Dilthey das Erbe Freuds und der Psychoanalyse vernachlässigt. Seinen eigenen Brückenschlag hat er skizziert in einem neueren Aufsatz über *Wilhelm Dilthey als Begründer einer biographisch-diagnostischen Sichtweise*<sup>2</sup>.

1 Johach, H. (1995). Dilthey, Freud und die Humanistische Psychologie. In F. Rodi (Hg.) *Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften Band 9/1994-95* (S. 32-65). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

2 In G. Jüttemann (Hg.) (2011). *Biographische Diagnostik* (S. 36-43). Lengerich: Pabst.